

Bibliothek Abhandlungen über die Kriegskunst und unterzog sich regelmäßig Übungen zur körperlichen Ertüchtigung. ... Aufgrund der geringen Komplexität der Militärtechnik genügte einige Wochen tatsächlicher Befehlstätigkeit, um sich das Wichtigste anzueignen“ (S.39). Die Qualität der Truppen war auch deswegen so wichtig, weil ihre Effektivstärke im Verhältnis zu den langen Grenzen nicht sehr hoch war.

Gerade deutsche Leser werden aufmerken, wenn Le Bohec in einem „limes“ vor allem einen „Komplex“ sieht, „der Straße oder Straßennetz mit Befestigungen umfasste“ (S.172), „eine Zone“ bzw. einen recht breiten „Landstreifen, der mit punktförmigen Verteidigungen (Lager und Türme) besetzt und von linearen Hindernissen (Flüsse und Mauern) und Straßen durchzogen war“ (S.294). Eine Art Chinesischer Mauer habe das Reich eben nicht umgeben.

Schade, dass angesichts der vielerlei Begriffe, die teilweise über das Buch verstreut sind, ein Register fehlt. Schade auch, dass die Übersetzung deutlich verbesserungsfähig ist. Misenum heißt durchweg Misena; einmal bleibt „Tacite“ stehen (S.35), einmal heißt es „Abside“ für Apsis (S.126); dass „milliär“ „mit einer Sollstärke von 1000 Mann“ heißt, kann man sich notfalls noch zusammenreimen. Aber auch die deutsche Grammatik bleibt manchmal auf der Strecke. All das macht das Buch nicht schwer benutzbar, ist aber ärgerlich.

*Krasser, Helmut / Schmidt, Ernst A. [Hrsg.]: Zeitgenosse Horaz. Der Dichter und seine Leser seit zwei Jahrtausenden. Tübingen: Gunter Narr Verlag 1996. 487 S. 96,00 DM (ISBN 3-8233-4148-0).*

Dieser Band dokumentiert Vorträge eines Symposions, das im Oktober 1993 in Tübingen gehalten wurde, und trägt daher alle Vorzüge und Nachteile einer solchen Veranstaltung. Er orientiert sich nicht zunächst am Leser, der vielleicht eine Gesamtdarstellung dessen erwartet, was der Untertitel verspricht, sondern an den Vortragenden und dem, was sie aus ihrem Schreibtisch hervorholen konnten. Neben dem abschließenden Aufsatz von Michael Putnam („Horace C.3,14

and the Designing of Augustus“) beschäftigt sich auch Mario Labates Aufsatz über „Il sermo oraziano e i generi letterari“ nicht mit Horaz' Nachleben, ja letzterer nicht einmal mit den literarischen Genera außer eben der Satire.

Unter den Untersuchungen zu einzelnen Aspekten der Rezeptionsgeschichte sei aus Platzgründen lediglich genannt Helmut Krassers „Büßer, Spötter oder Künstler. Zur Interpretationsgeschichte der Horazode 1,34“, der uns daran erinnert, dass die biographistische Interpretation, die bis in unsere Tage eine Rolle spielt, schon von Lessing überwunden worden war. Neben solchen Vorträgen stehen Überblicke darüber, wie Horaz in einzelnen Ländern weitergewirkt hat. Drei Vorträge beschäftigten sich allein mit England. Dabei kommt es besonders in den beiden von Rudolf Sühnel („Ars Horatiana in England“) und Jasper Griffin („Horace in England“) zu Überschneidungen: Ben Jonson, Andrew Marvell und Alexander Pope nehmen in beiden großen Raum ein, teilweise mit denselben Gedichten. Am interessantesten ist vielleicht Glenn W. Mosts „Horatian and Pindaric Lyric in England“, weil er Strukturen verfolgt: die horazische Ode, die in der Regel an ein äußeres öffentliches oder privates Ereignis anknüpft und von Maß und Ausgewogenheit geprägt ist, und die pindarische, die dem Bedürfnis des Dichters nach Ausdruck seiner Vorstellungskraft entspringt und „sich in einen allesverzehrenden Wahnsinn zu peitschen versucht“. Angenehm ist, dass Most die besprochenen Gedichte im vollständigen Originaltext drucken lässt. Sylvain Menant („Horace et les poètes français du XVIIIe siècle“) zeigt, dass Horaz' Einfluss in Frankreich mit der Zeit zusammenfiel, in der die Jesuiten den Unterricht beherrschten, Günter Heilbrunn („Horace in ultima Hesperia“) entführt uns nach Amerika und Stefan Borszák nach Ungarn.

Die Rezeption vermag auch den Blick auf Aspekte des Originals zu lenken, die sonst übersehen oder anders gewichtet worden wären. Wo dies gezeigt wird, lässt das Buch vielleicht am meisten aufhorchen. Ernst A. Schmidt behandelt sorgfältig und materialreich „Horaz und die Erneuerung der deutschen Lyrik im 18. Jahrhundert“ unter den Aspekten, „welche die deutsche Lyrik in ihrer

Neubegründung nach dem Barock programmatisch mit Horaz verbinden: die Freude, die Freundschaft, die Sprache und die Bewegung.“ Der Komparativ erscheint (etwa in einem Gedichtanfang wie Vossens „Schlag lauter deine Saiten an“) als Mittel der Bewegung - was die Aufmerksamkeit auf die Komparative bei Horaz lenkt (S.307 f.), über deren große Zahl sich bisher lediglich Friedrich Klingner im Anhang seiner Ausgabe („Notabilia grammatica“) gewundert hatte. Nach Volker Riedel („Zwischen Ideologie und Kunst - Brecht, Müller und die moderne Horaz-Forschung“) hat nicht nur die Kritik Brechts und Heiner Müllers an Horaz' Opportunismus zu einem differenzierteren Bild in der Horazforschung beigetragen. Vorweggenommen (wenn auch gewiss nicht veranlasst) habe Heiner Müller („Apologie Horaz“), Horaz verstärkt zu sehen als Dichter, der in einem festgefügt gesellschaftlichen System sich eine relative Autonomie zu bewahren versucht.

*Winkelmann, Friedhelm: Geschichte des frühen Christentums. München: Beck 1996 (Beck'sche Reihe. C. H. Beck Wissen. 2041). 126 S. 14,80 DM (ISBN 3-406-41041-3).*

Andreas Fritsch hat vor kurzem im „Altsprachlichen Unterricht“ (39,6 (1996) 7f.) zu Recht festgestellt, dass es heute dem Lateinunterricht zukomme, das Wissen um christliche Traditionen aufrechtzuerhalten, nicht nur in den östlichen Bundesländern, in denen 40 Jahre DDR tief eingeschnitten haben, sondern auch in den westlichen, in denen der Religionsunterricht dies aus vielerlei Gründen (gewiss auch von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich) häufig nicht mehr leistet. Hier dem Unterrichtenden einen schnellen Überblick zu verschaffen, bevor er sich in einzelne Fragen stärker vertiefen muss, ist das vorliegende Büchlein sehr gut geeignet. Man darf allerdings lediglich das erwarten, was im Titel genannt ist: eine Geschichte des frühen Christentums, nicht etwa seine Dogmen (sofern dieser Ausdruck angemessen ist). Über Häretiker wie Markion und die Montanisten z. B. findet man nur wenige Sätze, über die konkurrierende Gnosis nur einiges mehr. Ausführlicheres erfährt der Leser über die Entwicklung des Bekenntnisses,

auch über die Liturgie und das Abendmahl. Auch Ereignisgeschichte will Winkelmann nicht geben; hierfür muss vor allem die Zeittafel am Ende des Büchleins erhalten. Die großen Linien will er in klarer Sprache herausarbeiten.

Vor allem interessiert ihn, wie aus der kleinen innerjüdischen Reformbewegung, die die jüdischen rituellen und ethischen Verpflichtungen vollständig einhielt, schließlich in Auseinandersetzung mit dem Judentum und der Welt des Hellenismus eine große, selbständige Kirche wurde - ein Siegeszug, der keineswegs selbstverständlich war, war das Christentum doch entstanden in einer nicht sehr bedeutenden Provinz am Rande des römischen Weltreiches, das wiederum ein geordnetes Gemeinwesen war und in dem von einem kulturellen oder religiösen Vakuum nicht die Rede sein konnte (S.11). Mochte der Gründer dazu noch ein rechtskräftig verurteilter politischer Verbrecher sein, der die Todesstrafe der niedersten sozialen Schichten erlitten hatte, so rekrutierte sich die Masse der Christen doch aus den mittleren Schichten, den Handwerkern und Händlern. Dass es der gesellschaftliche Abschaum gewesen sei, ist ein Vorurteil, das schon Kelsos im 2. Jh. in seinem verlorenen Ἀληθῆς λόγος in die Welt gesetzt hatte.

Die Trennung vom Judentum, schrittweise vollzogen nicht zuletzt unter dem Einfluss hellenistisch geprägter Kreise, hat ihre „beste und nachhaltigste theologische Begründung“ durch Paulus erhalten (S.41): nicht wer das Ritualgesetz befolge, sondern wer aus dem Glauben lebe, sei der wahre Sohn Abrahams - ein Punkt, an dem eineinhalb Jahrtausende später Luther wieder ansetzte. Der Ton zwischen beiden wurde schärfer schon deswegen, weil die Juden weiterexistierten und allein dadurch den messianischen Ausschließlichkeitsanspruch der Christen in Frage stellten - so mussten die Christen die Juden als verstockt hinstellen.

Attraktivität gewann das Christentum dann vor allem im dritten Jahrhundert, einer Zeit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Instabilität: es duldete keine Pluralität der Standpunkte, sondern verlangte eine klare Entscheidung: für einen alternativlosen Monotheismus, für einen persönlichen Gott, der Vater genannt wurde, et-